

## Kapitel 10

# *Der Mythos kehrt zurück*

Ich war in der vierten Klasse und hatte ein Problem. Ein Jahr zuvor wäre ich sofort zu meiner Schwester Heike gelaufen. Sie wurde ein Jahr vor mir eingeschult und bot mir in den ersten drei Jahren meiner Grundschulzeit den notwendigen Schutz. Die meiste Zeit unserer Kindheit waren Heike und ich mit Streiten beschäftigt. Wie bei so vielen Geschwistern ist es jedoch etwas ganz anderes, wenn sich Dritte an dem kleinen Bruder vergreifen. Da hielten auch wir zusammen wie Pech und Schwefel.

Ich weiß noch, wie sie mir in der dritten Klasse den gesamten Rückweg von der Schule bis nach Hause Kai Meerländers Horde vom Hals hielt. Sechs Jungs wollten mich wegen einer Unstimmigkeit beim Sportunterricht ein wenig verprügeln. Ich hatte behauptet, Jochen Klosa würde schlechter Fußball spielen als Dieter Hoeneß. Da die meisten in der Klasse Fans des FC Bayern München waren, konnten sie das so nicht stehen lassen und fingen mich auf dem Heimweg ab. Sie hatten allerdings die Rechnung ohne Heike gemacht. Sie schirmte mich den gesamten, einen Kilometer langen Heimweg rückwärtsgehend von den sechs zähnefletschenden und nach Klassenkeilen gierenden Mitschülern ab. Keiner wagte den Angriff, denn Heike machte ihnen immer wieder klar, dass dies nur mit deutlichen Verlusten auf beiden Seiten enden könne, und ließ nicht locker, immer wieder darauf hinzuweisen, dass sie davor nicht zurückschrecken würde. Doch nun war ich in der vierten Klasse und Heike längst von der Schule. Mir war klar, dass ich das Kapitel Grundschule nicht mehr erfolgreich beenden würde. Nach meinem Desaster im Anschluss an den erfolgreichen Putsch ging es mir vorrangig ums Überleben. Wie sollte ich verhindern, dass ich in den verbleibenden Wochen bis zu den Sommerferien und meiner Hoffnung auf einen Neuanfang an der weiterführenden Schule täglich den Repressalien meiner Mitschüler ausgesetzt sein würde?

Meine letzte Hoffnung: die grünen Schuhe des Schreckens. Mein letztes Mittel, mir die Schergen vom Leib zu halten. Die grünen Schuhe waren lediglich ein weiteres Teil meiner Kleidung, die ich von meinen Geschwistern auftragen durfte. Diese Treter waren im Prinzip nichts anderes als völlig unmoderne Halbschuhe, die ich, so wie fast alle Anzihsachen, von meinen Geschwistern auftragen musste. Solange ich jedoch eine irgendwie noch brauchbare Alternative besaß oder meine Mutter mich nicht zwang, diese wirklich potthässlichen Schuhe anzuziehen, vermied ich jegliches Tragen in der Öffentlichkeit. Denn selbst als Neunjähriger wusste ich ganz sicher, dass mir mit diesen Sohlen der Spott meiner Mitschüler gewiss war.

Meine liebe Mama merkte natürlich, dass ich die grünen Halbschuhe vernachlässigte. Ihr Interesse war weniger meine frisch geborene Eitelkeit, sondern rein wirtschaftlich. Die Schuhe, die ich besaß und die mir passten, sollten natürlich gleichmäßig abgetragen werden, bevor ich als natürliche Konsequenz meines Älterwerdens aus ihnen herauswuchs. Also musste ich immer wieder die grünen anziehen. Ich taktierte und zog sie immer wieder dann an, wenn möglichst wenige Menschen sie zu Gesicht bekamen. Zum Beispiel, wenn ich im Winter nach Einbruch der Dunkelheit noch einkaufen geschickt wurde. Das war eine gute Gelegenheit. Ich rief meiner Mutter zu: „Ich ziehe dann mal die grünen Schuhe an. Müssen ja auch getragen werden“, und verschwand in der Dunkelheit.

Auf keinen Fall sah man mich mit den unmodischen Fußbedeckungen in der Schule. Doch das sollte sich ändern, weil ich zu meinem großen Glück bereits als zehnjähriger Junge das Prinzip des Kalten Krieges erlernte.

Eine weitere gute Gelegenheit, das Verlangen meiner Mutter nach gleichmäßiger Abnutzung des Schuhmaterials zu stillen, waren die Tage, an denen ich mit meiner Schwester zusammen auf den Spielplatz ging.

So an einem Sonntagvormittag 1981. Wir spielten einige Momente friedlich miteinander, als das ureigene, Eltern zum Wahnsinn treibende und nie endende Streiten losging. Schließlich gab es hier keine Situation, in der wir als Geschwister zusammenhalten mussten. Geschweige denn eine Horde Mitschüler, vor denen ich zu beschützen war.

So entbrannte ein Zoff. Es ging um eine lebenswichtige Entscheidung. Nämlich die, ob die nicht mehr befestigte Sitzbank des Spielplatzes an der Hogenbergstraße nun als Rutsche genutzt oder als Fußballtor verwendet werden sollte. Wir waren unterschiedlicher Auffassung und wie in dem Alter üblich wurde die Meinungsverschiedenheit pragmatisch gelöst: mit Gewaltanwendung. Heike war knapp andert-halb Jahre älter als ich – verrückterweise ist sie das sogar noch heute. Meine Schwester war mir körperlich überlegen. Ich wusste, dass es mir nur durch entsprechende Härte gelingen würde, mein Vorhaben durchzusetzen. Ich denke, Ihnen ist klar, dass ich die Fußballtor-Variante bevorzugte.

Während wir beide an der Bank zerrten, hob ich mein Bein und trat mit dem Absatz der hässlichen grünen Schuhe wie ein Hammer von oben stoßend auf Heikes an der Bank ziehende Hand. Sie ließ sofort los und ich hatte gewonnen. Meinen Sieg konnte ich jedoch nicht lange auskosten. Ich wusste nicht, welche schreckliche Waffe ich dort an den Füßen trug.

Heike weinte bitterlich und ihr Finger schwoll an. Gleichzeitig färbte er sich rot und blau. Ich bekam es mit der Angst zu tun. Es war dieses Gefühl, das der Chef der CIA haben muss, wenn er feststellt, dass der Mord an einem kommunistischen Präsidenten in Lateinamerika vielleicht eine zu überzogene Reaktion auf die Kritik an der Drogenpolitik der Vereinigten Staaten gewesen ist. Es stellte sich heraus, dass die Hacken meiner Schuhe aus so hartem Material gefertigt waren, dass es in der damaligen Situation ausreichte, meiner Schwester den Mittelfinger zu verstauchen.

Ich bin meiner Schwester bis heute dankbar, dass sie unserer Mutter den wahren Ablauf der Ereignisse verschwieg. Wir einigten uns auf „Finger beim Spielen umgeknickt“, und ersparten mir zu meiner Erleichterung einen ordentlichen Ärger.

Die Originalversion der Geschichte sprach sich in der Grundschule jedoch in Windeseile herum. Heike erzählte sie in ihrer Klasse. Und was in der Erwachsenenwelt bestens funktioniert, klappt auf jeden Fall auch bei Grundschulern. Jeder will mehr wissen, als er eigentlich gehört hat und frisiert seine Erzählung etwas, um sich interessanter zu machen. Und so wurde aus dem verstauchten ein gebrochener Finger, eine angebrochene Hand, ein lahmer Arm und noch viel mehr. In gleichem Maße, wie die Auswüchse der Erzählungen zunahmen, entstand auf dem Schulhof ein Mythos. Der Mythos der grünen Schuhe.

In den Wochen nach diesem, ich bediene mich da mal einer Fußballmetapher und nenne es: „Hackentrick“ wuchs unbewusst mein Verständnis für die Weltpolitik der frühen Achtzigerjahre. Ich wuchs in einer Zeit auf, in der regelmäßig die Sirenen zur Probe heulten und den Menschen das Damoklesschwert der atomaren Bedrohung verdeutlichten. Seit fünfundsiebzehn Jahren genügt die pure Existenz dieser Waffen, um militärische Auseinandersetzungen zwischen Amerika und Russland, Indien und Pakistan oder Iran und Israel zu verhindern. Die Abschreckung. Das Prinzip des Kalten Krieges. Das hatte ich nun verstanden und setzte diese Erkenntnis in meinem Mikrokosmos ein. Bei jedem noch so kleinen Konflikt, jedem Ansatz von Ärger in meinem Umfeld drohte ich damit, am nächsten Tag in den grünen Schuhen zur Schule zu kommen. Die bloße Ankündigung sorgte für Entsetzen und sofortige Befriedung. Und so wie die damaligen Großmächte ihre Massenvernichtungswaffen auf kleinen Atollen in der Südsee testeten und diese dabei für die nächsten zehntausend Jahre verseuchten, nur um sich gegenseitig zu zeigen, dass man die Waffen auch wirklich besaß, zog ich ab und zu meine grünen Schuhe zur Schule an, um meiner Entschlossenheit den notwendigen Ausdruck zu verleihen.

Ich meine sogar, dass ich Ende 1981 meiner Mutter ernsthaft vorschlug, meine grünen Schuhe einfach zwischen die iranisch-irakische Frontlinie zu stellen, damit diese endlich mit den Kampfhandlungen aufhörten. Meine Mama hatte keine Ahnung, was ich damit meinte. Woher sollte sie das Abschreckungspotenzial meines Schuhwerks kennen?

In der zweiten Hälfte des vierten Schuljahres wurden meine Füße dann langsam zu groß und ich zog die Schuhe kaum noch an. Bis zu jenem Tag, als sich anscheinend die ganze Klasse gegen mich stellte und mich mit der Wahl zum Klassensprecher der Lächerlichkeit preisgab. Von diesem Tag an bis zum Ende der vierten Klasse zwängte ich mich allmorgendlich in die grünen Schuhe und biss die Zähne zusammen. Sie bewahrten mich vor jeder Menge leidlichen Erfahrungen.

Fest steht allerdings auch, dass ich mit Sicherheit die Ursache für meine in den Neunzigerjahren diagnostizierten Senk-Spreizfüße kenne. Aber man kann eben nicht alles haben. Sicherheit und schöne Füße sind vielleicht zu viel verlangt von einem einzigen Leben.